

Berichte
über die bei den Versammlungen des Vereins von Altertumsfreunden
im Rheinlande gehaltenen Vorträge.

(Vgl. B. J. 127 S. 237ff.).

Am 16. Oktober 1921 machte der Verein einen Ausflug nach Weingarten bei Euskirchen. Dort wurde zunächst unter Führung von Museumsdirektor Lehner die Ausgrabung eines vorgeschichtlichen Ringwalles besichtigt (vgl. B. J. 127 S. 279f). Dann wurde die benachbarte mittelalterliche Hardtburg besucht, wo sich an der Erklärung ausser Prof. Lehner auch Prof. Aubin und Dr. Wackenroder beteiligten (vgl. Clemen, Kunstdenkmäler IV 2, Kreis Rheinbach S. 157f.). Ein Besuch der Stadtpfarrkirche von Euskirchen mit ihren Kunstschätzen beschloss den Ausflug (Clemen a. a. O. IV 4, Kreis Euskirchen S. 37ff.).

Am 20. November 1921 sprach Prof. Aubin über „Römisch-germanische Kulturzusammenhänge, besonders im Rheinland“. Der Vortrag ist ausführlich im XIII. Bericht der Römisch-germanischen Kommission in Frankfurt a. M. S. 46ff. erschienen. Wir begnügen uns daher mit einer kurzen Inhaltsangabe. Den Anstoss zu dem Vortrag gab das Werk von A. Dopsch: „Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung aus der Zeit von Caesar bis auf Karl den Grossen“. Dopsch behauptet „Die Völkerwanderungszeit bedeutet keine Kulturcaesur, in Stadt und Land ist vielmehr die Konstanz der Kultur deutlich zu greifen“. Aubin anerkennt zwar in vielen Einzelheiten die Richtigkeit dieser Feststellungen, zeigt aber, dass Dopsch doch im Allgemeinen damit zu weit gegangen ist. Das Rheinland ist ein Gebiet, welches die Germanen nicht nur als eine mehr oder weniger dichte Herrenschicht in Besitz nahmen, sondern in dem sie sich volksmässig, in Massen, angesiedelt haben. Wohl sind nicht unerhebliche Reste der Bevölkerung des Rheinlandes bei der Eroberung durch die Germanen zurückgeblieben, aber sie haben vorwiegend den niederen Klassen angehört, die höheren romanischen Kreise sind mit der Zurückziehung des römischen Heeres und Verlegung der römischen Verwaltung im Anfang des 5. Jhdts. abgewandert. Die niedere Bevölkerung ist zwar dageblieben, wie schon die vielen keltischen Ortsnamen und die Fortdauer des Christentums beweist, aber sie war durch die Leiden der Barbareneinfälle doch stark zusammengeschmolzen.

Zwar stand das kulturelle Niveau der Germanen in der Völkerwanderungszeit erheblich höher, als man früher annahm, vor allem im Wirtschaftsleben, dagegen weniger im gewerblichen und Handelsleben. Es fehlte ihnen jede Vorbedingung für ein Städtewesen. Das war der Grund, weshalb die betreffenden Einrichtungen im Rheinland einem raschen Verfall erlagen. Dazu kamen die unmittelbaren Verluste durch Verwüstung bei der germanischen Eroberung. Im Wirtschaftsleben haben die Germanen viele wichtige Errungenschaften in Ackerbau und Weinbau an Ort und Stelle von den Römern übernommen. Auch auf dem Gebiet des Handwerks haben sie viel von ihnen gelernt, z. B. den Mauerbau, die Ziegelbäckerei, die Glasfabrikation; dagegen in der Töpferei blieben sie bei ihren germanischen Formen. Aber das war alles Kleinbetrieb; das Grossgewerbe mit Exportbetrieb ging ein, der Handel ging sehr zurück. Die römischen Städte wurden zwar bewohnt, aber die Franken siedelten sich auf ihrem Areal innerhalb der Stadtmauern ebenso verstreut an wie ausserhalb derselben. Um das Städtewesen kümmerten sie sich nicht. In Trier z. B. wurden nur vereinzelte Gebäude, welche sich als Paläste und Kirchen verwenden liessen, übernommen. Die Tradition der hohen Kunst, namentlich der Baukunst, war abgerissen. Völlig neue Formen nahm das Staatsleben an, es war durchaus germanisch. Das geistige Leben wurde nur durch die christliche Kirche weiter gepflegt. — Das Ergebnis ist: die römisch germanischen Zusammenhänge im Rheinland gehören durchaus einer niederen Sphäre an, der Oberbau des römischen Lebens ist im Rheinland vernichtet worden.

Am 11. Dezember sprach Privatdozent Dr. Drexel aus Frankfurt a. M. bei der Winkelmannsfeier über „die römischen Denkmäler in der Dobrutschka“. Der Vortrag ist in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum 1922 I S. 330 ff. unter dem Titel „Altes und Neues vom Tropaeum Traiani“ erschienen. Der Vortragende stellt uns folgenden Auszug zur Verfügung: Der Vortrag galt hauptsächlich den geschichtlichen Bedingungen, unter welchen das Denkmal entstanden ist. Abzulehnen ist Furtwänglers Versuch, es in die Frühzeit des Augustus zu datieren, seine Gründe reichen von fern nicht aus, das entscheidende Zeugnis der Inschrift zu entkräften. Auch Jäneckes Vermutung, dass das Tropaeum aus einem augusteischen Mittelurm und dem unter Traian errichteten Mantel bestehe, hat keine Wahrscheinlichkeit; das Bauwerk ist aus einem Guss. Zur Diskussion steht nach wie vor Cichorius Hypothese, wonach das Tropaeum von Traian nach der Einverleibung Dakiens an der Stelle und gewissermassen zur Sühnung einer Niederlage Domitians, deren Verlustliste die Inschrift des Soldatengrabs enthalte, erbaut worden sei, sowie die ursprüngliche und naheliegende Annahme, dass Tropaeum wie Soldatengrab von Traian ohne Beziehung auf ein älteres Ereignis errichtet worden seien. Der Vortragende suchte zu Gunsten der letzteren zu zeigen, dass Schuchhardts Untersuchungen an den benachbarten Wallsystemen gewisse Anhaltspunkte dafür gäben, dass Traian einmal und zwar wohl i. J. 106/7 mit einem starken Heere in dieser Gegend stand, ohne dass

es zum Schlagen kam. Adamklissi mit seiner starken Quelle, der einzigen in der Dobrudscha, wird der Sitz des Hauptquartiers gewesen sein und Traian die Musse des Heeres benutzt haben, um hier, zugleich in Anknüpfung an die uralte Sitte, am äussersten Punkte einer Reise oder Heerfahrt ein Erinnerungsmal aufzurichten, das Siegesmal der dakischen Kriege zu erbauen, nachdem er die Toten der Feldzüge mit dem Kenotaph des Soldatengrabes geehrt hatte. Anschliessend besprach der Vortragende noch die Reliefs des Tropaeums, deren stilistische Eigenart sich durchaus aus der Eigenart der Entstehung (Mangel an geschulten Kräften) erkläre. Die Besonderheiten der Bewaffnung hängen mit dem gleichen Umstand zusammen: in die römische Waffentracht mischen sich hier schon stark barbarisch-pontische Elemente. Das Wahrscheinlichste ist rein trajanischer Ursprung der Denkmäler von Adamklissi.

Am 15. Januar 1922 sprach Geheimrat Winter: über das Fassadenmotiv des Kolosseums. Der Vortrag wird als Aufsatz später erscheinen.

Am 12. Februar 1922 sprach Geheimrat Brinkmann über „Schreiben und Lesen im Altertum“. Ein Referat können wir leider infolge des im August erfolgten Ablebens des Vortragenden nicht bringen.

Am 7. Mai 1922 sprach Geheimrat Winter zuerst „zum Gedächtnis von Richard Schöne“.

„Das beginnende Frühjahr hat der archäologischen Wissenschaft mit dem am 5. März erfolgten Tode von Richard Schöne einen Verlust gebracht, von dem auch der Verein der Altertumsfreunde im Rheinland nahe berührt wird. Hat der Verstorbene dem Verein doch seit langen Jahren als Ehrenmitglied angehört und mit seinem auf die Kunstforschung ins Grosse und Ganze wirkenden Schaffen auch den heimischen Altertumsstudien bedeutsamste Förderung gebracht. Sein persönlicher Anteil an deren Entwicklung ist grösser gewesen, als bisher bekannt ist.

1839 in Dresden geboren, hat Schöne ein Alter von 83 Jahren erreicht. Mit ihm ist der letzte aus der Reihe der Männer dahingegangen, die die vergangene, mit dem Weltkrieg abgeschlossene Epoche der Archäologie als deren führende Vertreter von Anfang bis zu Ende miterlebt haben. In dieser Epoche hat sich, mit entschiedenerer Hinwendung der vorher vornehmlich der Auslegung der Denkmäler zugewandten Studien auf die Geschichte der Kunstformen, die Ausbildung der Archäologie als selbständiger Kunstwissenschaft vollzogen. Sie begann, als zu Anfang der sechsziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mit Conze und Michaelis, bald danach mit Kekule, Benndorf und Schöne eine neue Generation auf dem Plane erschien. Schöne nahm in diesem Kreise eine besondere Stellung ein, er kam mit reicherer Ausrüstung, nicht nur philologisch, sondern zugleich künstlerisch vorgebildet an die Archäologie heran. Er hatte dem beendeten Universitätsstudium, das er mit einer Dissertation über Platons Protagoras abschloss, einen zweijährigen Studienlehrgang im Atelier des Land-

schaftsmalers Preller in Weimar angeschlossen. Das nahe Verhältnis zu lebendiger Kunst, das hierdurch begründet wurde, bereicherte und vertiefte sich in den folgenden Reisejahren, namentlich durch den engen und anregenden Verkehr, den Schöne und mit ihm Kekule und Benndorf in Rom mit dem Maler Dreber fanden. Es führte unwillkürlich auch zu eingehenderer Beschäftigung mit der Renaissance und mit den Denkmälern ihrer Skulptur und Malerei. Schöne gedenkt dessen in handschriftlichen Aufzeichnungen über seine römischen Jahre und schliesst mit den Worten: „So waren wir vor der Gefahr beschützt, die antike Kunst als eine isolierte Erscheinung anzusehen und die besonderen Kenntnisse und Fertigkeiten, die zu ihrer Erforschung durch die Natur der Überlieferung erfordert werden, als Selbstzweck zu betrachten und zu überschätzen.“

Die praktischen Kunstkenntnisse, die künstlerischen Einsichten und Erfahrungen, die er bei Preller und im Umgange mit Dreber gewonnen hatte, und die umfassende Uebersicht über die Kunst in dem Ganzen ihrer geschichtlichen Erscheinungen, die er in dem vierjährigen Verkehr mit der Denkmälere Welt Italiens und Griechenlands sich angeeignet und in den folgenden Jahren der akademischen Tätigkeit in Berlin und Halle befestigt und erweitert hatte, sind für die Wendung, die seine berufliche Laufbahn nehmen sollte, entscheidend geworden. Denn hierauf in erster Linie — so sehr die starke wissenschaftliche Leistung und die Bewährung im Lehramt wie vor allem seine hervorragenden persönlichen Eigenschaften mitbestimmend gewesen sein werden, — ist es wohl zurückzuführen, dass die Wahl auf ihn fiel, als 1872 im preussischen Kultusministerium für den Posten des Referenten für die Kunstangelegenheiten nach einem sachkundigen Vertreter gesucht wurde. Die Wahl hätte sachlich und persönlich nicht glücklicher sein können, ihre Annahme aber ist ihm schwer geworden und er hat sich zu ihr nur in der stillen Voraussetzung entschlossen, dass sie ihn nicht für die Dauer der wissenschaftlichen Forscher- und Lehrtätigkeit entziehen würde, zu der er sich ganz eigentlich berufen fühlte und an der sein Herz hing. Aber diese Voraussetzung sollte sich nicht erfüllen. Wenn später die Gelegenheit zu einer Rückkehr in den akademischen Beruf sich ihm darbot, liess er sich durch ein unbedingtes Pflichtgefühl bestimmen, das persönlich Gewünschte dem sachlich Gebotenen unterzuordnen. Er war das vollendete Muster des altpreussischen Beamten. So ist er, nachdem er einmal das Lehramt, in das er nach kurzer Privatdozententätigkeit in Berlin als Professor der Archäologie in Halle berufen worden war, nach vier Jahren verlassen hatte, um in den Verwaltungsdienst überzutreten, von da an dauernd in diesem verblieben. Dadurch sind seiner literarischen Tätigkeit nach ihrer anfangs reichen Entfaltung enge Grenzen gezogen gewesen. Dass sie nicht gänzlich aufhörte, dass er bei dem Uebermass amtlicher Inanspruchnahme Zeit und Kraft fand, nicht nur der damals ins Unermessliche sich steigenden archäologischen Produktion zu folgen, sondern mit eigenen Arbeiten und Untersuchungen, unter denen die über die Gemälde des Polygnot und über den Ausspruch des Lysipp wohl am höchsten zu bewerten sind, heilend,

klärend und neue Wege weisend in sie einzugreifen, dass er es daneben ermöglichte, auch die immer gern gepflegten philologischen Studien fortzuführen, ja auf diesem Gebiete mit Leistungen, wie der Bearbeitung und Herausgabe schwieriger griechischer Autoren sich zu betätigen, zeugt von einer erstaunlichen Stärke und Frische des Geistes. Diese hat er sich bis in die letzte Zeit hinein bewahrt, in der ihm die Befreiung von den Amtsgeschäften die ersehnte Musse gab, mit einem Werk über den Maler Dreber einen alten Plan zur Ausführung zu bringen. Wir sehen der Veröffentlichung dieses Werkes, das er gerade noch hat zum Abschluss führen können, mit grossen Erwartungen entgegen.

Das Vertrauen des Protektors der Berliner Museen, des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem ihn schon die mit den Museumsgeschäften vielfach sich berührenden dienstlichen Angelegenheiten seiner ersten Stellung im Ministerium nahe gebracht hatten, berief ihn 1880 auf den verantwortungsvollen Posten des Generaldirektors der Museen, der, vorher als eine Hofstelle mit ausgedienten Diplomaten besetzt, damit zum erstenmal einem Fachmanne übertragen wurde. Er hat dieses Amt 28 Jahre lang, bis zu seinem 1906 erfolgten Eintritt in den Ruhestand verwaltet. Es ist hier nicht der Ort, Schönes Verdienste um die Museen im einzelnen eingehender zu würdigen. In dem ausserordentlichen Aufschwung, den alle Abteilungen unter seiner Oberleitung genommen haben, in der gewaltigen Vermehrung aller älteren Bestände, in der Schaffung neuer Sammlungen und Abteilungen, in den Neubauten, wie denen des Kunstgewerbe- und des Völkermuseums und wie dem des Kaiser-Friedrich-Museums liegen sie sichtbar zutage. Die ganze Entwicklung konnte sich in dieser Grossartigkeit nur vollziehen, weil eine Persönlichkeit an der Spitze stand von so vielseitiger Bildung, dass sie den weitschichtigen, das Verschiedenartigste enthaltenden Gesamtkomplex von Sammlungen zu übersehen und einheitlich zusammenzufassen im Stande war, von so starker Arbeitskraft, dass sie an allen den immer im Gange befindlichen Unternehmungen der die einzelnen Abteilungen leitenden Direktoren mit Rat und Tat selbst teilzunehmen vermochte, und von so weitgehender Selbstlosigkeit, dass sie diese Teilnahme auf wirksame Unterstützung beschränkte, ohne sie nach aussen hervortreten zu lassen. In einem von dem heutigen Leiter der Antikenabteilung des Museums Schöne gewidmeten Nachruf im „Tag“ vom 18. 3. 1922 wird auf diese Seite seiner Verwaltungsführung, wie er „alle einzelnen Abteilungen des Museums möglichst auf eigene Füsse zu stellen und vor jeder Bevormundung und Willkür zu sichern suchte, und wie er den ihm unterstellten Direktoren, wenn er sie einmal als tüchtig erkannt hatte, die Wege ebnete und ihnen auch den Ruhm und die Anerkennung der Oeffentlichkeit überliess“, mit besonderem Nachdruck hingewiesen.

Schönes Amtstätigkeit an den Museen war durch die äusseren Verhältnisse im höchsten Masse begünstigt. Sie fiel in die Jahrzehnte nach der Gründung des Reiches, in denen auf allen Gebieten ein Schaffen ins Grosse sich entfaltete. Insbesondere der Archäologie boten der Schutz und die Mittel des Reiches

eine Betätigungsmöglichkeit, die ihr früher versagt geblieben war. An den mit Olympia und Pergamon eingeleiteten deutschen Ausgrabungen, die durch die wissenschaftliche Art der Ausführung vorbildlich geworden sind und sich von dem von anderen Nationen derart Unternommenen durch den geschlossenen Zusammenhang unterscheiden, in dem ein Werk an das andere in festem Verbande gefügt ist, hat das Berliner Museum unter Schönes Amtsführung den Hauptanteil gehabt. Der Ausgrabung von Pergamon sind die von Magnesia, Priene, Milet und Didyma gefolgt. So ist sie der grosse Ausgangspunkt für die Erforschung Kleinasiens geworden, die der Wissenschaft die hellenistische Kunst und Kultur erschlossen und dem Berliner Museum eine Bereicherung ohne gleichen gebracht hat.

Der Aufschwung, den die Berliner Museen nahmen, und die Bewegung, die die zum grössten Teil von dieser Stelle aus ins Werk gesetzten Unternehmungen in die Altertumswissenschaft brachten, haben belebende Wirkungen auch auf die den heimischen Altertümern des Rheinlandes zugewandten Bestrebungen ausgehen lassen. Mit ersten Massnahmen einer Zusammenfassung und Hebung dieser Bestrebungen war die Regierung schon unmittelbar nach der Einverleibung der Rheinlande in den preussischen Staat hervorgetreten. Die Gründung der Universität Bonn hatte dazu den Anstoss gegeben. Sie äusserten sich in der 1820 vollzogenen Stiftung eines aus dem Ankauf von Antiken aus einigen Privatsammlungen gebildeten Museums rheinisch-westfälischer Altertümer, das anfänglich als selbständiges Landesinstitut eingerichtet, nach zweijährigem Bestehen als solches wieder aufgelöst und als Museum der rheinischen Altertümer mit der Universität verbunden, der Gipsabgusssammlung des Akademischen Kunstmuseums angegliedert wurde. Neben diesem durch Welckers Fürsorge rasch auf ansehnliche Höhe gebrachten Museum der Gipsabgüsse hat es, wenn auch durch gelegentliche Erwerbungen vermehrt, ein stilles Dasein geführt, wie denn auch die an der Universität vertretene Archäologie, durch höhere Aufgaben völlig in Anspruch genommen, tätigen Anteil an der Erforschung des heimischen Bodens damals nicht genommen hat. Welcker äussert sich in einem 1847 an Otto Jahn gerichteten Brief über sein Verhältnis zu diesen Dingen mit den Worten: „Ich bin für die Provinzialaltertümer verdorben durch die lange Gewohnheit der für sich besseren Altertümer in den griechischen Landen selbst und in Italien.“

Die Forschung blieb, wie vorher, im wesentlichen in den Händen von Liebhabern, auch nachdem 1841 auf eine aus der Bonner Philologenversammlung hervorgegangene Anregung der Verein der Altertumsfreunde im Rheinland ins Leben trat, der in der Folge unter der rührigen Leitung Auss'm Werths selbständig zu Grabungs- und Untersuchungsunternehmungen und seit 1854 auch zum Sammeln von Altertümern überging, so dass nun zwei rheinische Sammlungen nebeneinander in Bonn bestanden. In dem Verein erhielten die Altertumsstudien einen festeren Stützpunkt im Lande, aber nach wie vor fehlte es an einer einheitlichen Organisation, die in der Form, dass über das ganze rheinische Fundgebiet hin die Erforschung und Erhaltung der Denkmäler

sichergestellt wurde, nur in der Schaffung amtlicher Zentralstellen gewonnen werden konnte. Wenn die entscheidenden Schritte hierzu von der preussischen Regierung getan wurden, mit einer 1873 an die Provinzialverwaltung geleiteten Anregung der Gründung zweier Provinzialmuseen in Bonn und Trier, so lässt schon der Zeitpunkt, zu dem sie erfolgten, ein Jahr nach der Berufung Schönes in das Kultusministerium, erkennen, auf wessen Initiative dieses von so fürsorglicher wie einsichtiger Erkenntnis des wissenschaftlich Gebotenen zeugende Vorgehen zurückgegangen sein wird. Die anschliessenden Verhandlungen haben Schöne die Jahre, die er als Referent für die Kunstangelegenheiten im Ministerium tätig war und darüber hinaus bis zu ihrem 1884 erreichten Abschluss, in unmittelbarer Beziehung zu den beteiligten Stellen und so auch zu unserem Altertumsverein gehalten, der in der nun erfolgten Vereinigung seiner Sammlung mit der der Universität zu dem neugegründeten Provinzialmuseum zur Konsolidierung der rheinischen Altertumsstudien den Grund gelegt und sich damit in seinen eigenen Bestrebungen auf das wirksamste unterstützt und gefördert sah, wofür er sich durch die 1877 vollzogene Ernennung Schönes, wie des damaligen Kultusministers Falk, zu Ehrenmitgliedern erkenntlich zu zeigen suchte.

Besonders hat es sich Schöne angelegen sein lassen, mit der in den beiden Provinzialmuseen von Bonn und Trier geschaffenen Neuorganisation die Forschung in streng wissenschaftliche Bahnen hinüberzuführen. Dafür fand er in der Besetzung der Direktorstellen mit archäologisch geschulten Kräften und in der Sicherung der aktiven Teilnahme der Universität durch Heranziehung der Vertreter der nächstbeteiligten Fächer zu der als Verwaltungsstelle eingerichteten Museumskommission die geeigneten Mittel. Hier waren grosse, in den lokalen und in persönlichen Verhältnissen liegende Hemmungen und Schwierigkeiten zu überwinden, in die der Briefwechsel Schönes mit Kekule einen Einblick gewährt. Auch der noch von Welckers Zeit her bestehenden und aus dem damaligen Stande der Provinzialforschung, aus der allzu dilettantischen Art, wie sie bis dahin betrieben war, nur zu erklärlichen Abneigung, ihr unter den eigentlichen Universitätsaufgaben eine weitere Berücksichtigung einzuräumen, suchte Schöne zu begegnen. Er schreibt in einem Briefe vom 8. März 1885 an Kekule: „An sich schon ist die Kultur der Rheinlande eine Aufgabe von hinreichender Wichtigkeit, und sie gehört doch zweifellos zu denen, deren Förderung ein Band der Universität mit der Provinz, wenn nicht ist, so doch werden kann. Selbst für den Universitätsunterricht ist sie doch nicht ganz fruchtlos. Bücheler hat ja mit Epigraphik da immer angeknüpft. Und ob nicht ein Mann wie Nissen auch für historische Geographie und dergleichen da anknüpfen könnte, wie man etwa Geographie überhaupt an die nächste Umgebung anknüpfen kann, scheint mir sehr möglich. Es würde gewiss ein Leichtes sein, die Cooperation unseres Generalstabs zu gewinnen für einschlägige Untersuchungen.“ Der Brief schliesst mit den die damaligen Verhältnisse kennzeichnenden Worten, dass die aus der Lage der Universität sich ergebende Verpflichtung, sich dieser Dinge einigermassen anzunehmen, ja auch anerkannt,

dass aber doch Anstoss genommen werde „an den Wegen, auf denen die Sache versucht wird, an den Menschen, mit denen man zusammengespannt wird.“

Zur Beseitigung dieses damals berechtigten Anstosses wesentlich beigetragen, die Wege zur wissenschaftlichen Behandlung der Provinzialforschung geebnet zu haben, ist Schönes bleibendes Verdienst. Auf diesen Weg geleitet hat sie die Errungenschaften der klassischen Archäologie aufnehmend, die in dieser ausgebildeten Methoden der Grabung, der Untersuchung und Konservierung der Denkmäler auf ihrem besonderen Gebiete anwendend und sich zu eigen machend, die Höhe der Entwicklung erreicht, auf der sie in den letzten Jahrzehnten mit der Erforschung des Limes und der Ausgrabung der Trierer Kaiserthermen zu Aufgaben grossen Stils fortgeschritten ist. Wenn wir uns dessen freuen, so wollen wir uns gegenwärtig halten, dass diese Entwicklung auf die Zugehörigkeit der Rheinlande zum preussischen Staate sich gründet und der fürsorglichen Anteilnahme nicht vergessen, durch die Schöne als Beamter dieses Staates sie gefördert hat.“

Nachher hielt Geheimrat Winter einen Vortrag über „Ein Bildnis der Oktavia im Akademischen Kunstmuseum“. Der Vortrag erscheint in diesem Jahrbuch 128 S. 69 ff.

Am 14. Mai 1922 fand eine heimatkundliche Wanderung auf das rechte Rheinufer gegenüber Bonn statt, von Beuel über den Ennert, Rabenley nach Oberkassel. Studienrat Dr. Jungbluth berichtete über den Stand der erdgeschichtlichen Erforschung des Wandergeländes. Er erinnerte die Teilnehmer daran, dass sie von Beuel zunächst durch eine ebene Talau marschiert seien, deren Boden aus Lehm, Kies und Sand besteht. Der Aufstieg habe sie dann über tonigen Schiefer und später über Ton geführt. Schliesslich sei man auf der fast ebenen Fläche des Ennerts wieder kiesigen, sandigen Wegen gefolgt, die an ihren Böschungen auch grössere Gerölle zeigten. Wie sind diese Gesteine und wie ist die vorliegende Landschaftsform entstanden? Die ältesten der angetroffenen Gesteine sind die tonigen Schiefer des Hanges. Sie wurden ursprünglich im Altertum der Erde in einer Flachsee als Schlamm abgesetzt, trockneten dann aus und erhärteten. In späteren Erdzeiten wurden die so gebildeten Schiefer zusammengeschoben und dadurch aufgerichtet, so dass heute die deutlich zu erkennenden Schichten schräg liegen. Was im Mittelalter der Erde mit diesen Schiefen geschehen ist, davon sind uns hier keine Spuren erhalten geblieben. Sicher ist aber, dass sie von Wind und Wetter stark abgetragen wurden. Erst aus der Jungzeit der Erde sind wieder Reste vorhanden und zwar zunächst die Tone, die den Schiefen aufgelagert sind. Sie haben sich gebildet aus der feinen Trübe von Binnenseen, Pflanzenteile, die in diesen grauweissen Schlamm fielen, vermoderten nicht, da sie luftdicht eingesargt wurden. So erklärt sich das Vorkommen von Braunkohlen in diesen Tonen. In früheren Jahrzehnten wurden auf den umliegenden Höhen diese Braunkohlen vielfach abgebaut. Da die Tone andererseits stark alaunhaltig sind, so betrieb man früher auch hier und da Alaunwerke. Über

diese braunkohlenführenden Tone bahnten sich nun in der Eiszeit die Schmelzwässer der weit nach Norden vorgedrungenen Alpengletscher ihren Weg und überdeckten alles mit Geröllen, Kiesen und Sanden. Diese ablagernde Tätigkeit des jungen Rheins wurde aber unterbrochen, denn das Gebiet begann, sich langsam zu heben. Dadurch entstand für den Strom ein stärkeres Gefälle, und die schneller fliessenden Wasser gruben sich nun eine Rinne, zunächst in ihre eigene Aufschüttung, aber dann auch tiefer in die Tone und durch diese hindurch in die tonigen Schiefer des Untergrundes, ähnlich wie eine Kreissäge sich eine Rinne in Holz gräbt, das von unten aus gegen sie gehoben wird. In dem Masse, wie die Sohle des Flusses sich vertiefte, nahm aber das Gefälle ab und erreichte schliesslich, nachdem die Hebung ausgeklungen war, ihre alte Grösse wieder. Damit hörte das Einnagen auf und statt dessen begann das Wasser aufs neue seine anhäufende Tätigkeit. Nach einer Zeit der Ruhe setzte dann wieder eine neue Hebung ein, die wiederum verebte; dem erneuten Einschneiden folgte neue Aufschüttung in einer tieferen Lage. So erklärt sich die Tatsache, dass heute in verschiedenen Höhenlagen über dem Rheinspiegel fast ebene Flächen angetroffen werden, die aus Rheinkiesen bestehen, sog. Terrassen. Es sind eben jene Teile einstiger Flussböden, die bei späteren Einnagungen nicht mitfortgeräumt wurden.

Die durchwanderte Talau ist ein Teil der auf grosse Strecken zu verfolgenden sog. Niederterrasse. Es ist die Terrasse, auf der auch Bonn liegt. Beuel liegt auf einer noch jüngeren Terrasse, die der Vortragende als Inselterrasse bezeichnet hat, da nach seinen Untersuchungen alle Rheininseln von Koblenz bis Bonn diesem Niveau angehören.

Das Plateau des Ennerts ist ein Teil der sog. Hauptterrasse, die ihren Namen von Philippson deshalb erhalten hat, weil sie den Strom auf beiden Seiten von Bingen bis zur Niederung begleitet und also ein wesentlicher Zug im rheinischen Landschaftsbild ist. Sie bildet auf der gegenüberliegenden Seite die ebene Waldfläche des Kottenforstes. Der Vortragende hat den Verlauf dieser Terrasse von Andernach bis Bonn genau verfolgt und dabei festgestellt, dass sie gerade hier bei Bonn tiefer liegt, als man bei gleichmässigem Verlauf erwarten müsste. Diese Tatsache findet ihre Erklärung in der Annahme, dass die Bergzüge am Rand der niederrheinischen Bucht noch nach Ablagerung des Hauptterrassenkieses sich gesenkt haben. Im Laufe seiner Untersuchungen hat Dr. Jungbluth weiter die Auffassung gewonnen, dass die Rheinablagerungen zwischen Oberholtorf, Vinxel und Dollendorfer Hardt nicht, wie bis dahin angenommen, zur Hauptterrasse gehören, sondern einem älteren Rheinlauf ihre Entstehung verdanken. Der deutliche Aufstieg hinter „Nieder“holtorf und die eigenartige Zusammensetzung der Kiese auf den Feldern südlich Oberholtorf und in einer Grube am Paffelsberg überzeugte die Teilnehmer davon, dass hier eine selbständige Ablagerung vorliege, die der Führer als Oberterrasse bezeichnet hat. (Vgl. Jungbluth: Die Terrassen des Rheins von Andernach bis Bonn. Verb. Naturh. Ver. Rheinland u. Westf. 1916, S. 1 bis 104.)

Museumsdirektor Dr. Lehner sprach über die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung der Gegend. Dass schon in der älteren Steinzeit, am Ausgang des Diluviums, in der sog. Magdalénienperiode Menschen in dieser Gebirgsgegend gelebt haben, das lehren die berühmten Oberkasseler Skelettfunde, welche Anfang 1914 am Kuckstein, dem südlichen Vorsprung der Rabenley, in einem Basaltsteinbruch gefunden wurden. Sie lagen unter dem ungestörten Gehängeschutt; in derselben Schicht waren Zähne von Rentier, Bison, Wolf, Höhlenbär und Reh. Die beiden Skelette, ein männliches und ein weibliches, waren dort ordnungsmässig bestattet, mit flachen Basaltblöcken bedeckt und mit Röteln bestreut, eine auch sonst beobachtete Begräbnissitte der damaligen Zeit. Bei ihnen fanden sich zwei Knochenschnitzereien, nämlich ein Glättinstrument mit Tierkopf an einem Ende und ein grösserer flachgeschnittener Tierkopf, der wohl ein Pferd darstellen soll. Der Siedlungsplatz wird in der Nähe des Begräbnisplatzes wahrscheinlich unter einem schwach überhängenden Felsdach gewesen sein. (Die Funde sind veröffentlicht von Bonnet, Steinmann und Verworn: Der diluviale Menschenfund von Oberkassel bei Bonn, 1919.) Die Lössablagerungen, welche die Rabenley bedecken, lassen vermuten, dass auch die Ackerbauern der jüngeren Steinzeit sich dort angesiedelt haben. Aber ausser vereinzelt polierten und geschliffenen Steinbeilen fanden sich dort noch keine neolithischen Ansiedlungsspuren; die nächste neolithische Ansiedlung ist eine solche der sog. Pfahlbaukultur bei Scheuerbusch unweit Wahn. Noch spärlicher sind die Reste der Bronzezeit, vereinzelte Streufunde, die kein Siedlungsbild ergeben. — Eine wirklich starke Besiedlung kennen wir erst aus der Hallstattzeit, also der 1. Hälfte des letzten Jahrtausends vor Chr. Einen guten Überblick über diese Besiedlung gibt eine Kartenskizze des Rheintales von der Sieg bis zur Wupper in einem Aufsatz von Rademacher im IV. Band des Mannus S. 214. Man sieht da, dass die Begräbnisfelder, bestehend aus grossen Mengen von Grabhügeln, sich auf der rechtsrheinischen, wenig fruchtbaren Sandhügelkette, einem uralten Weg, dem Mauspfad, entlang hinziehen, während die Ortschaften selbst unten in der fruchtbaren Ebene gelegen haben werden. Alle diese Grabhügel enthalten Brandgräber mit Tonurnen und Beigefässen, deren allmählich wechselnde Formen eine ziemlich lange Dauer der Besiedlung erkennen lassen. Zuletzt finden sich Spuren einer Kulturbeeinflussung von der linksrheinischen keltischen Kultur durch den Handel über den Rhein, aber keine eigentliche La Tène-Kultur. Diese ist vermutlich durch die germanische Einwanderung vom 5. oder 4. Jhdt. vor Chr. am Eindringen verhindert worden. Zu Caesars Zeit haben nördlich der Sieg die Sugambren gewohnt, die südlich an die Ubier grenzten, und besonders durch ihren Einfall in das linksrheinische römische Gebiet im Jahre 16 vor Chr. bekannt wurden, welcher den unmittelbaren Anstoss zur rechtsrheinischen Eroberungspolitik des Augustus gab. Später haben die Tencterer, Usipier und Tubanten in dieser Gegend gewohnt, wie namentlich aus ihrer Beteiligung am Bataverkrieg 69/70 nach Chr. hervorgeht. Ihnen wird wohl die germanische Ansiedlung am Fliegenberg bei Troisdorf aus dem 2.

Jahrhundert zuzuschreiben sein. Das ganze Gebiet, in späflavischer Zeit jedenfalls römischer Besitz, scheint erst unter Gallienus um 260 n. Chr. laut dem Veroneser Provinzialverzeichnis verloren worden zu sein. Der obergermanische Limes hat aber niemals so weit gereicht; er endete zwischen Hönningen und Rheinbrohl am Rhein. Auf der niederrheinischen Strecke hat die militärisch befestigte Grenze auf dem linken Ufer gelegen. Wenn wir nun im 3. Jhdt. von den ripuarischen Franken als Ansiedlern der Gegend hören, so ist das nur ein Sammelname für die vorhergenannten Völker, zu denen noch die Chamaven, Bructerer, Amsivavier, Chattuarier gehörten. Sie befreiten sich damals von der römischen Herrschaft und machten nun zwei Jahrhunderte lang mit wechselndem Glück Einfälle ins linksrheinisch-römische Gebiet, die dann schliesslich zum Sturz der römischen Herrschaft und zur Begründung des Frankenreiches unter Chlodwig führten. Aus merovingischer Zeit kennen wir fränkische Siedlungen und reiche Gräberfelder namentlich aus Niederdollendorf und Schwarzhündorf in dieser Gegend.

Von der halben Höhe des Ennert aus, wo der Blick von jenseits des Rheines über die Kirchen von Schwarzhündorf und Vilich hinweg zum Michelsberg von Siegburg reicht, gab Prof. Levison eine Übersicht über die Geschichte der Gegend von den Zeiten an, da die Franken hier im Auelgau ihre Grafschaftsverwaltung einführten, bis in die Gegenwart. Die natürliche Einheit beider Rheinufer, wie der Augenschein sie lehrte, trat auch in der Geschichte entgegen; der Rhein ist hier weder Stammes- noch Diözesangrenze gewesen und hat seit dem Ende der Römerherrschaft auch nur in der kurzen Übergangszeit der Auflösung des Frankenreiches (843—869, 911—925) und in den wenigen Jahren der französischen Revolution und Napoleons die Reichsgrenze gebildet. Die Bedeutung der kirchlichen Stiftungen für die Entwicklung der Gegend wurde dargelegt, aber auch die innere politische Zerrissenheit, die bei der Schwäche der deutschen Zentralgewalt wie überhaupt dem Rheinland so gerade dieser Landschaft beschieden gewesen ist mit den Kurkölnischen Brückenköpfen inmitten des Bergischen Landes: musste doch in den Zeiten des alten Reiches der Wanderer, der den Rhein entlang von der Nordseite der Sieg seinen Weg stromaufwärts bis südlich von Linz nahm, nicht weniger als sechsmal Territorialgrenzen überschreiten. So ergab sich zum Schluss ein Ausblick auf die Preussische Zeit, die der Gegend nach der langen Kleinstaaterei und der Episode der Fremdherrschaft im letzten Jahrhundert politische Einheit und wirtschaftliche Blüte gebracht hat.

Am 18. Juni 1922 sprach Prof. Carl Clemen über den religionsgeschichtlichen Ertrag der Argonautensage. Der Vortragende zeigte, dass das goldene Vliess, das nirgends als Reliquie gezeigt worden zu sein scheint und ursprünglich nicht einmal golden war, also kein so kostbares Kleinod bildete, dass man um seinetwillen eine weite und gefährliche Reise unternommen hätte, von Haus aus wohl eine andere Bedeutung hatte, und zwar zunächst von dem Widder stammen sollte, der für Phrixos geopfert worden sei. Das wieder

wurde aber wahrscheinlich deshalb angenommen, weil man die von Herodot bezugte Sitte, wohl nach einer bestimmten Zeit oder unter bestimmten Bedingungen, den Ältesten der Athamanen oder seinen Sohn oder endlich statt dessen einen Widder zu töten, nicht mehr verstand. In Wahrheit wird das von Jason aus Jolkos erbeutete Vliess aus einem nach Pseudo-Dikaearchos auf dem Pelion üblichen Regenzauber stammen, dem man, weil man den Sinn des Gebrauchs später wieder nicht mehr begriff, auf eine Heldentat der Vorzeit als sein Vorbild zurückführte. Ohne weiteres deutlich ist, weshalb in die Argo ein Stück der heiligen Eiche von Dodona eingesetzt worden sein soll, während sich (von anderen, nicht nur in der Argonautensage vorkommenden Zügen abgesehen) die Figuren des Phineus, Apsyrtos und Amykos wohl noch nicht mit Sicherheit erklären lassen. Jylas war gewiss ursprünglich ein Vegetationsgott, dessen Verschwinden alljährlich beklagt wurde, und auch der Kampf der Argonauten mit den Dolionen geht wohl, wenn nicht auf einen alljährlichen Kampf zur Beendigung des Winters, dann auf einen solchen zur Tötung des Vegetationsgeistes zurück. Ausdrücklich wird das, was Apollonios über die Schicksale der Argonauten auf Anaphe und Aigina berichtet, als ätiologischer Mythos zur Erklärung eines später noch herrschenden Brauches bezeichnet, und auch die Nachricht über den Besuch der Argonauten auf Lemnos soll rechtfertigen, dass sich die Bewohner der Insel jährlich einen Tag lang von ihren Frauen fernhielten. So zeigt die Argonautensage, dass trotz aller berechtigten Unterscheidung von Mythologie und Religionsgeschichte jene, und speziell die Heldensage, doch auch für diese eine gewisse Bedeutung behält und das uns sonst überlieferte Bild der griechischen Religion mannigfach ergänzt. Der Vortrag ist vollständig in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum 1922, I. S. 369—377 erschienen.

Am 23. Juli 1922 fand die Generalversammlung statt. Nach Schluss des geschäftlichen Teiles sprach Prof. Dr. Sadée über Gutsherrn und Bauern im römischen Rheinland.

Die politischen Erschütterungen unserer eigenen Zeit hämmern uns Tag für Tag die Tatsache ins Bewusstsein, wie stark wirtschaftliche Verhältnisse, wie stark die soziale Schichtung, die Verhältnisse von Besitz und Arbeit das Schicksal des Staates beeinflussen. So war es auch im Altertum. Und für die erste Blütezeit der Kultur unseres Rheinlands wie für ihren Zusammenbruch sind uns besonders die Bodenverteilung und Bodenbenutzung, die Verhältnisse von Gutsherrn und Bauern von grösster Bedeutung.

Ueberblicken wir die Gesamtentwicklung dieser Dinge im ganzen römischen Reiche, so bringt die Kaiserzeit eine Steigerung des Grossgrundbesitzes, teils eine Befestigung des grossen Privatbesitzes, teils eine Ausdehnung der kaiserlichen Domänen, nicht aber eine Steigerung eines zentralisierten Grossbetriebs; vielmehr wird intensiver Kleinbetrieb durch *coloni* — freier, auf Zeit angenommener Kleinpächter — die Regel. Die kaiserliche Zentralverwaltung in Rom stellt für die einzelnen Provinzen besondere Bodengesetze auf, sie erstrebt

einen gewissen Bauernschutz gegenüber Grosspächtern und örtlichen Verwaltern, kann es aber nicht hindern, dass die Kleinbauern immer unfreier werden und schliesslich im Lauf der Jahrhunderte einer neuen Hörigkeit anheimfallen. Das wird uns durch eine Fülle von Papyrusurkunden für Aegypten, durch mehrere ausführliche Steininschriften für Afrika deutlich¹⁾.

Gestattet uns nun auch für das Rheinland das geringe Material an Denkmälern, Inschriften und Schriftstellernotizen ein Bild der Entwicklung zu entwerfen? Betrachten wir zunächst die Zeit von der römischen Eroberung durch Caesar — also seit 58 v. Chr. bis etwa 200 nach Chr. — und zwar nach den verschiedenen Verwaltungsbezirken, die ja auch wieder verschiedenes Volkstum aufweisen.

Von den Stämmen der Gallia Belgica gehörten zur heutigen Rheinprovinz die Treverer; ihre Oberschicht bestand aus germanischen Eroberern; aber zu Caesars Zeit war sie in Sprache und Sitte vollkommen keltisch geworden wie die Masse des Volkes. So zeigen die Treverer dieselben sozialen Verhältnisse wie die meisten übrigen Gallier: Ein stolzer Adel hat die Masse, die ihm vielfach verschuldet ist, in völlige Hörigkeit herabgedrückt; vor allem sind diese Bauern nicht wehrfähig; im Kriege fechten nur die Ritter und ihr reisiges Gefolge, die Ambacti²⁾. Man kann den Einfluss dieser sozialen Verhältnisse auf die Wehrkraft der keltischen Nation gar nicht stark genug hervorheben: dadurch vor allem sind die Kelten zuerst den freien, germanischen Kriegern Ariovists, dann dem berufsmässig geschulten Fussvolk Caesars unterlegen. Die Unterworfenen aber hat Caesar durch eine geniale Politik der Versöhnung fest an Rom gefesselt: einerseits hat er die Masse vom politischen Druck des Adels und den ewigen Fehden erlöst, ihr die Pax Romana, Ruhe und Sicherheit gegeben, andererseits dem Adel seinen Grundbesitz und seinen gesellschaftlichen Einfluss gelassen; und Augustus ist in seine Fussstapfen getreten³⁾.

Blieben die Adeligen Grundherren, so wurden ihre bisherigen Hörigen nach römischem Recht coloni, Pächter mit festem Vertrag und voller Frei-

1) Für die allgemeinen Verhältnisse der Kaiserzeit s. Seeck, Art. Colonatus bei Pauly-Wissowa IV 485 ff. Rostowzew, Stud. z. Gesch. d. röm. Kolonats. Schulten, D. röm. Grundherrschaften. Max Weber, Röm. Agrargesch. Lécrivain, Art. Latifundia bei Daremberg-Saglio.

2) Besonders Caes. b. G. VI. 13.

3) Caesar: s. Fustel de Coulanges Hist. des inst. pol. de la France; bes. bezeichnend Hirtius b. G. VIII 49. Augustus: Hirschfeld, Kl. Schr. 112 ff. Über pes Drusianus und arapennis s. Schulten B. J. 103, S. 40. Politische und soziale Bedeutung des gallischen Adels: Lavis-Bloch, Hist. de France I 211. Die Ursachen der besonderen wirtschaftlichen Verhältnisse bei den Treverern gegenüber den Belgiern, die Drexel, Mitt. d. Arch. Inst. Röm. Abt. XXXV 104 unerklärt findet, liegen allerdings in der vorrömischen Entwicklung, wie sie schon bei Caesar deutlich ist: bei den Treverern wie den meisten Kelten Grundherrschaft und Hörigkeit, bei den Belgiern deutet die ungebrochene Wehrkraft des Fussvolks (typisch die Nervier, b. G. II) auf Gemeinfreiheit der Masse.

zügigkeit. Dass sie im Trevererland ihre Pacht in Geld zahlten, zeigt ein Relief eines der Neumagener Grabdenkmäler¹⁾; der Zufall, dass zur Zeit Konstantins, im Anfang des 4. Jahrhunderts, ein rohes Geschlecht pietätloser Enkel die Grabmäler der Vorfahren in die Mauern eines Strassenkastells einbaute, hat uns in die glückliche Lage versetzt, das Alltagsleben jener vornehmen Grundbesitzer des 2. Jahrhundert in den Bildern ihrer Grabtürme aus lebendiger Anschauung kennen zu lernen. Und zur Ergänzung kommen die Darstellungen der Igeler Säule hinzu, die uns den Gutsherrn zugleich als Tuchfabrikanten, also im vollen Strom der Geldwirtschaft seiner Zeit, kennen lehren²⁾. Im Handelsleben steht auch der Neumagener Grundbesitzer, der seine mit ihrer kostbaren Last die Mosel bergab fahrenden Weinschiffe auf dem Denkmal ausmeisseln liess. Wir sehen den von der Hasenhetze heimreitenden Herrn, vor ihm einen seiner Hunde; wir wissen auch anderswoher, dass der keltische Adel seine kostbaren Jagdmeuten mit Eifer pflegte, ebenso wie die Zucht edler Rosse; dafür waren insbesondere die Treverer berühmt. Begreiflich, dass auch in Neumagen Rennpferde und Zirkuswagen abgebildet werden. Das Behagen eines reichen Hauses zeigt das Bild der Dame, wie sie, im bequemen Korbessel sitzend, von ihren Zofen frisiert wird. Wir sehen die Familie beim Mahl, und zwar ist in das vornehme Haus die römische Sitte des Liegens bei Tische eingedrungen. Dass die Gutshöfe sich in Schlossbauten nach dem Stil italischer Luxusvillen mit Marmorsäulen und Mosaikböden umgewandelt haben, zeigen manche Villenreste der Mosel und Eifelgegend, so z. B. bei Nennig³⁾. In Welschbillig ist der einer Zirkusanlage nachgebildete Ruderteich bezeichnend für den modischen Luxus wie für die Bildungsinteressen: die das Becken umgebenden Hermen zeigen teils berühmte Griechen und Römer der Vorzeit, teils die Typen fremder barbarischer Volksstämme⁴⁾; dass man sich besrebt, die griechisch-römische Jugendbildung der Zeit aufzunehmen, beweist das Relief des Hauslehrers, der die älteren Söhne des Hausherrn in Schriftstellerrollen lesen lässt, während der Jüngste, der A B C-Schütze, gerade mit der Schreibrtafel ins Zimmer tritt⁵⁾. Auch damals schon, wie später zur Zeit des Apollinaris Sidonius im 5. Jahrhundert, wird man Rhetorik getrieben, wird man zierliche Verse gedrechselt und wohlstilisierte Briefe geschrieben haben, wenn man etwa einen Standesgenossen zu längerem Besuch auf das Gut einladen wollte; dann vertreibt man sich die Zeit mit Ball- und Würfel-

1) Neumagener Denkmäler: Hettner, Westd. Ztschr. II 1 ff. Taf. I, 3. Führer durch d. Prov. Mus. in Trier, S. 2 ff. Germania Romana Taf. 41 ff. Drexel a. a. O. 97 ff. Espérandieu, Basreliefes de la Gaule romaine VI.

2) Igeler Säule: Drexel a. a. O. 83 ff. Espérandieu VI 2, 442. Die Igeler Säule zeigt wie die Pachtszene von Arlon (Hettner, Westd. Ztschr. II Taf. I, 2; Espérandieu VI 1), auch die für die coloni ausser Pacht und Fronden typischen Geschenke, *ξέρια* (Martial III 58) vgl. L. M. Hartmann, Arch. Ep. Mitt. a. Ost. 17, 125 ff. Seeck a. a. O.

3) Nennig: Swoboda, Röm. und roman. Paläste 95 ff.

4) Hettner, Führer S. 76 ff.

5) Hettner, Führer S. 21.

spiel, schärft den Appetit durch Baden oder einen flotten Spazierritt oder zieht sich, wenn der Geist dazu treibt, in die Schätze der Bibliothek zurück¹⁾. Auch das öffentliche Leben nimmt Zeit und Mittel des Gutsherrn in Anspruch: Gehört er zu den Ratsherren, den Decurionen oder Senatoren seines Volkes, so gibt es Sitzungen, auch wohl eine Reise zum Provinziallandtag nach Lyon — sicher schloss sich an die ernste Opferfeier am Altar der Roma und des Augustus auch ein solennes Fest an²⁾ — und wenn er vielleicht im Trierer Amphitheater Spiele auszurichten oder ein öffentliches Bauwerk, etwa einen Tempel³⁾ auf seinem Gut für sich und seine Bauern errichten musste, so hatte er recht tief in den Beutel zu greifen, mochte er auch seine Pächter dabei mit Hand- und Spanndiensten frohnen lassen. Auch der alte Reitergeist der Trevererbarone konnte sich für den Kaiser betätigen: Das Trierer Regiment, die ala Treverorum, hatte z. B. im Jahre 69 n. Chr. einen Eingeborenen, den Julius Classicus, zum Obersten, und so mögen manche Adelige in der echt keltischen Waffe der Reiterei Offiziersdienste getan haben⁴⁾. Nach dem Aufstand von 60/70 freilich hat die Regierung diese Führerstellen mit Römern besetzt.

Gerne möchten wir auch Näheres über das Leben und Treiben der kleinen Leute im Trevererlande hören. Dass sie z. T. in Dorfschaften zusammen wohnten, wissen wir: im Koblenzer Stadtwald oberhalb Stolzenfels haben sich

1) Lavissee-Bloch, *Histoire de France* I 450. Apollinaris Sidonius Ep. VIII 2, 9 und 8, 4. Es ist wohl erlaubt, gewisse für die Spätzeit literarisch bezeugte Züge auch für das 2. Jahrhundert, die Zeit der Neumagener Denkmäler, heranzuziehen.

2) Siebourg, B. J. 116, 10 über die Festbecher mit den Inschriften: Treveris feliciter, Lingonis feliciter usw. und die festen Plätze für die Abgesandten im Lyoner Amphitheater mit ihren Sitzaufschriften.

3) Gutstempel: Darenberg-Saglio, *Latifundia*, S. 963 CIL VIII 580 sacerdos Cererum, 11470 augur vici. Obrigheim am Neckar: CIL XIII 6488. Riese 2187 a: Mercurio aedem signa agrum centuriarum quattuor L. Bellonius Marcus a Mercurio iussus fecit et consecravit. Aedicula der Fati et Fatae, geweiht von actor praediorum Tublinatium (Dobloino b. Trient) CIL V 5005 (B. J. 83, 178, Nr. 503). Ausgegrabene Tempel von Gutshöfen: ausserhalb Galliens: Brioni (Österr. Jahresh. 1915 Bd. 18, Beiblatt S. 101 ff.). Gallien: Chiragan, südl. v. Toulouse (Joulin *Mém. prés. per div. sav. à l'acad. des inscr. et belles lettres* II série 11. 1901, 1. 219 ff. Mienne: Caumont, *Cours d'antiq.* III. 125. Im Dekumatenland: Tempel bei der villa von Altstadt bei Messkirch: B. J. 74, Taf. 10. Ist das Eigenkirchenwesen, das nach dem Vorgang anderer Dopsch, *Wirtsch. und soz. Grundlagen der europ. Kulturentw.* II 229, auf römisch-gallische Grundherrschaft zurückführt, vielleicht schon in den Gutstempeln der heidnischen Zeit vorgebildet? Und sind ausser den genannten Beispielen auch der Merkurtempel im Coblenzer Stadtwald (Westd. Ztschr. XIX 1 ff.), dessen vicus ein gutsherrliches Dorf gewesen sein mag, der Tempel des Lenus Mars auf dem Pommerer Martberg, an der Stelle einer vorrömischen Latènesiedlung, wo der Grieche Tychicus mit seiner doppelsprachigen Inschrift (CIL XIII 7661 Riese 3048 B. J. 101, 112 ff.) gut in das Gesinde eines adeligen Schlossherren, etwa als Hauslehrer, passen würde, der Matrontempel von Pesch mit seiner reichen Architektur und der von gebildetem Geschmack der Oberschicht zeugenden Jupiterstatue (B. J. 125, 74 ff.) möglicherweise ebenfalls „Eigentempel“ gewesen?

4) Classicus: Tac. Hist. IV 55.

die Spuren einer solchen Siedlung in der Nähe eines Merkurtempels gefunden. Waren diese Pächter durch Pacht und Frohndienst gedrückt und verelendet oder eine behäbige aufsteigende Klasse¹⁾? Es wäre denkbar, dass ihre nachwachsenden Söhne, wie es bei den Bauern des deutschen Mittelalters der Fall war, zum Teil in den aufblühenden Städten lohnenden Verdienst als Handwerker oder Kaufleute gefunden oder sich in dem kolonialen Neuland rechts des Rheins, auf den kaiserlichen Domänen von Baden und Württemberg, eine neue Heimat gesucht hätten. Aber unsere Quellen sagen uns darüber nichts. Der kaiserliche Prokurator, der höchste Finanzbeamte für die Belgica, wie für die beiden germanischen Provinzen, der in Trier seinen Amtssitz hatte, mag auch in die sozialen Fragen von Grund und Boden hier oder da eingegriffen haben, wie das von Seiten der kaiserlichen Verwaltung in Afrika geschah²⁾.

Wandern wir nun vom Trevererland nach Nordosten und Norden in die Provinz Niedergermanien, so finden wir in den Regierungsbezirken Köln und Aachen eine andere völkische Schichtung. Die germanischen, aber keltisierten Eburonen zwischen Pfingstbach und der Neusser Gegend und im Westen bis weit über Aachen hinaus waren zwar von Caesar 53—51 politisch vernichtet, aber wahrscheinlich nicht völlig ausgerottet worden³⁾; dann fanden hier 38 oder 19 v. Chr. Germanen aus dem rechtsrheinischen Neuwieder Becken, die Ubier, eine Zuflucht. Schon gab es auch bei den Germanen — das dürfen wir im Gegensatz zu älteren Auffassungen heute bestimmt behaupten — Privatbesitz am Boden und neben freien Bauern auch einen adeligen Grundherrenstand⁴⁾; aber auch das keltische Element unter der Landbevölkerung war noch stark oder verstärkte sich durch Zuwanderer aus Gallien; das beweisen die vielen gallischen Götternamen der Inschriften⁵⁾; dass auch reiche Grundherren darunter waren, lehrt z. B. der keltische Prunkwagen eines Grabes von Frenz bei Düren⁶⁾. Wie stattlich man z. T. wohnte, lässt die Villa von Blankenheim nicht weit von der Ahrquelle erkennen⁷⁾. Manche dieser Güter,

1) Wenn Drexel (a. a. O. 100) in den Darstellungen der Denkmäler selbst „nicht Humor, sondern beissende Satire“, also Zeichen von Überheblichkeit und sozialem Druck findet, so scheint er mehr in sie hineinzulegen als wir mit den Augen sehen können.

2) Rostowzew a. a. O. S. 370 ff.

3) Dass das Kesseltreiben von 53 (Caes. b. G. VI 34 ff.) nicht zur völligen Ausrottung der Eburonen geführt hatte, zeigt die neue Menschenjagd des Jahres 51. Hirtius b. G. VIII 24. 25. Selbst danach muss es keltische Siedler gegeben haben, wie im Dekumateland, der *Ἐλουητίων ἐρημος* auch nach Auswanderung der Helvetier. Das beweist in beiden Fällen die Erhaltung alter vorrömischer Ortsnamen, wie dort Brigobanua, Gringario, Sumelocenna, Tarodunum, so hier Malgiso (Lessenich) und wahrscheinlich gewisse Matronennamen (Siebourg B. J. 105, 82 und 88, 5).

4) Dopsch a. a. O. I 84 ff. Aubin XIII. Ber. d. Röm.-Germ. Komm. S. 51.

5) Ardbinna, Sunuxal, Aveha, Hellivesa, Grannus, Magusanus, Requalivahanus, Varneno, s. die Register bei Lehner, Steindenkmäler, Riese, Inschriften.

6) Lehner, B. J. 128 S. 28 ff.

7) Ölmann, B. J. 123, S. 212 ff.

nach dem Namen ihrer Eigentümer mit dem gallisch-römischen Suffix *icum* oder *acum* benannt, z. B. Fischenich (*Fusciniacum*, von *Fuscinius*), Lechenich (*Laciniacum*, von *Lacinus*), Metternich (*Matriniacum* von *Matrinus*), Jülich (*Juliacum* von *Julius*) haben, wie in Frankreich, sich dann zu Dörfern entwickelt¹⁾. Auch die ubischen Adeligen müssen z. T. als Bürger der Kolonie Köln dort von den Renten ihrer Güter gelebt haben. Freilich kann auch mittlerer oder kleiner Besitz nicht gefehlt haben: so haben sich sicher hier manche Veteranen der Bonner Legion als freie Bauern angesiedelt. Dass in dem unmittelbaren Gebiet der Kolonie Köln es Dörfer gab mit starker Kleinparzellierung des Bodens, will Schulden aus einer Inschrift schliessen²⁾. Das die Bonner Legion, wie auch die Xantener, ein gewisses Gebiet als ihr Sondereigentum für die Gesamtheit der Truppe landwirtschaftlich bestellte, wissen wir ebenfalls³⁾. Im Regierungsbezirk Düsseldorf herrschte namentlich bei den germanischen Cugernern, ursprünglich zwangsweise aus Westfalen hierhin 8 v. Chr. verpflanzten Sigambrenn, die später mit den Bürgern von Xanten (*colonia Ulpia Traiana*) verschmolzen, mehr Bauern- als Grossgrundbesitz: wenigstens finden sich dort die *icum-acum* Dörfer nur selten⁴⁾, und germanisch war wohl auch die Bodenverteilung bei den Batavern des Rheindeltas; dass sie aber auch adelige Gutsherren hatten, zeigt das Beispiel des *Claudius Civilis*, dessen reicher Grundbesitz ausdrücklich von *Tacitus* 69/70 n. Chr. erwähnt wird⁵⁾.

In den linksrheinischen Gebieten von Obergermanien, südlich vom Vingstbach, nördlich vom Landgraben des Eckenbachs bei Schlettstadt wohnten — abgesehen von den Legionsgebieten von Mainz und Strassburg — die Stämme der Vangionen (um Worms) Nemeter (um Speier) und Triboker (um Brumath) die Völker Ariovists, ursprünglich Germanen, aber später völlig zu Keltoromanen geworden, ähnlich wie die Ubier; und Rassenmischung wie Besitzverteilung und Siedlung wird ähnlich gewesen sein wie im Ubieland⁶⁾. Rechts des Rheines aber bildete die kaiserliche Regierung der Flavier, nachdem sie seit 75 Baden und Württemberg und 85—88 die Wetterau erobert hatte, grosse Domänenbezirke⁷⁾ und erlaubte gegen einen Zehnten, eine sehr

1) Fr. Cramer, *Jahrb. d. Düss. Gesch.-V.* X 153 ff. Siebourg *B. J.* 105, 80 ff.

2) Schulden, *B. J.* 103, 12 ff.

3) Schulden *Hermes* 29, 481 ff. Ist das *territorium legionis* nur von der universitas benutzt worden oder auch zur Ansiedlung von Veteranen?

4) Siebourg *B. J.* 105, 80. Wenn die von *Suet. Tib.* 9 erwähnte Ansiedlung der Sigambrenn als *dediticii* auf *sedibus assignatis* im streng staatsrechtlichen Sinne zu verstehen sein sollte (*Fustel de Coulanges Instit.* II 372) so hätten sie kein volles Eigentumsrecht gehabt.

5) *Tac. Hist.* V 23.

6) Schumacher, *Beitr. z. Siedlungs- und Kulturverh. Rheinhessens* (Mainzer *Zschr.* XV/XVI 1 ff.), insbes. über das Fortleben der Grenzen römischer Gutshöfe in frühmittelalterlichen Gemarkungen.

7) *Fabricius*, *Besitznahme Badens durch die Römer*, bes. S. 55 ff. Schulden, *B. J.* 103, 36. *Der Saltus Sumelocennensis* *CIL* XIII, 6365, *Riese* 2165, *Westd. Korr.-Bl.* 1886, 260 *Riese* 409.

mässige Abgabe, die Besiedelung des Landes; es waren meist Gallier, „leichtfertiges Volk“, sagt Tacitus, die sich daran wagten; neben einzelnen grossen Gütern¹⁾ muss hier der Mittel- und Kleinbesitz überwogen haben, das lehren die Fundamente der Wohnungen, die keine Schlösser, sondern nur Bauernhöfe aufweisen²⁾. Diese zeigen allerdings z. T. breites Behagen; Badeanlagen fehlen auf den Höfen nicht, ebensowenig Reste stattlicher öffentlicher Gebäude in den zusammenhängenden Siedlungen; und aus Inschriften lernen wir, dass die Domänen zu Gemeinden mit Selbstverwaltung entwickelt worden sind³⁾; wir dürfen darin eine zielbewusste soziale Massregel des grossen Trajan (98—117) sehen. Hier also scheint ein rüstiger Bauernstand — im Unterschied zu den meisten Teilen des Reiches — wirklich in die Höhe gekommen zu sein.

Auf die Blütezeit des Römertums folgt eine Zeit schweren Verfalls: das 3. Jahrhundert, die Epoche der durch Militärputsche erhobenen und wieder gestürzten Soldatenkaiser und der Germaneneinfälle. Die Bevölkerung ging zurück, teils aus für uns unbekanntem Ursachen, teils infolge der furchtbaren, seit 168 wiederholt auftretenden Pest: um der Leutenot auf dem Lande zu steuern, hatte schon M. Aurel im Markomannenkrieg (166—180) gefangene Germanen als *inquilini* oder *laeti* (aus dem germanischen Liten gebildet), d. h. an die Scholle gebundene Erbpächter, angesiedelt⁴⁾. Das massenhaft vorhandene Oedland — einerlei ob privaten oder kaiserlichen Besitzes — durfte nach einer Verordnung des Kaisers Pertinax 193 von jedem „occupiert“, beschlagnahmt werden⁵⁾, das aber verstärkte wieder den Grössgrundbesitz, die Kräfte der Kleinbauern versagten vor der Menge des wüstliegenden Landes. Grosse Konfiskationen, namentlich in Gallien durch Septimus Severus um 200 brachten gewaltige Umwälzungen im Grundbesitz⁶⁾, die wiederholten Germaneneinfälle bedeuteten Verwüstung und Betriebsstörung. Dass seit Alexander Severus († 235) die Territorien der Legionen und Kastelle an die einzelnen Soldaten zum erblichen Besitz aufgeteilt waren, fesselte auch diese Leute an den Boden, machte aber die Bauern nicht schlagfertiger. Der Steuerdruck stieg — es stiegen auch Not und Verzweiflung der gallischen Kleinbauern und machten sich 287 weithin über das Land in einem wilden Bauernkrieg, dem Bagandenaufruch, Luft.

1) Grössgrundbesitz: Obrigheim, s. Anm. 3 S. 112.

2) Nach mündlicher Mitteilung von Dr. Ölmann, der das ganze Material von ungefähr 50 Gehöften gesammelt hat.

3) CIL XIII 6365 . . . ex decreto ordinis saltus Sumelocennensis. Fabricius 63 ff.

4) Hat M. Aurel hier kaiserliche Domänen nach dem Muster der afrikanischen Reichsgüter (Rostowzew S. 375) geschaffen, etwa im Gegensatz zum privaten Grössgrundbesitz? Kaiserliche Domänen sind bezeugt durch einen *procurator rationis privatae per Belgicam et duas Germanias* (unter Alexander Severus) CIL XIII 1456, und *Timesitheus vice procuratoris patrimonii provinciae Belgicae et duarum Germaniarum* CIL XIII 1807.

5) Herodian II 4, 6.

6) Hist. Aug. Vit. Sev. 12, 3. Hirschfeld, Der Grundbes. d. römischen Kaiser, Klio II 307.

Auch die Befestigung der Reichsregierung durch die neue, absolute Monarchie Diokletians (284—305) und Konstantins (310—337) hat die ländlichen Nöte nicht beseitigt. Im Gegenteil. Konstantin fesselte 332 durch ein allgemeines Reichsgesetz die Kolonen erblich an die Scholle; denn die Besitzenden, die zwangsweise und ebenfalls erblich in die Selbstverwaltungskörper der Städte gepressten Ratsherren (*decuriones*), die der Kaiser verantwortlich machte für den Eingang der gesamten Steuersumme ihres Bezirks, sollten ihrerseits auf den Gütern mit Sicherheit die Leute finden, die zahlten; sonst wären diese in Massen entlaufen. Die Naturalsteuern aber, welche die Landwirte belasteten, nach den *capita*, den einzelnen Arbeitskräften der Familie berechnet, drückten den Kleinbauern stärker als den Grossbetrieb, hemmten die Volksvermehrung, hinderten durch ein mangelhaftes System der Bodenbewertung vielfach gerade die intensive Bestellung: war es doch oft vorteilhafter für den Bauern, den geringer besteuerten schlechten, als den hoch belasteten guten Boden zu bestellen. Dazu kamen die Staatsfronden, besonders Baufronden und die besonders verhassten Spanndienste bei der kaiserlichen Post und dem Transport der Heereslieferungen, dazu kamen die argen Missbräuche bei der Erhebung durch einen tief verderbten, räuberischen Beamtenstand¹⁾.

Wer konnte allein Schutz vor dem Zugriff des Staates gewähren? Nur die reichen Grundherren; denn viele von ihnen hatten es doch durch ihre Mittel und ihre persönlichen Verbindungen verstanden, die Staatslasten möglichst von sich abzuwälzen; in ihre Güter flüchteten in Menge die Kleinbesitzer, indem sie ihr Gut durch *commendatio* dem Reichen, dem sie etwa verschuldet waren, „auftrugen“ — abtraten, um es als *precaria*, auf Widerruf, ohne Vertrag zurückzuerhalten, sie wurden, sagt ein Zeitgenosse, *Salvian v. Trier*, um 430, „Sklaven und Gefangene“ der Grossen. Diese aber entwickelten über ihre „Leute“ (*homines*), eine halbstaatliche Herrschaft mit eigener Polizei und eigenen Gefängnissen, eigener Gerichtsbarkeit, endlich, im 5. Jahrhundert, eigenen Soldaten, den *bucellarii*, entsprechend den vorrömischen *ambacti*, den Reisigen der keltischen Barone²⁾. Die verzweifelte Stimmung führte zu neuen Bagaudenaufständen.

So sah es in Gallien aus. Stand es auch im Rheinland so? Nun war das rechtsrheinische Gebiet schon seit 260 an die Franken und Alemannen verloren gegangen, und diese sind auch im 4. Jahrhundert, nach Konstantin, wieder nach Gallien vorgestossen. Um 350 haben sie sich auf einem mehr als 50 Kilometer breiten Streifen auf dem ganzen linken Rheinufer fest angesiedelt, bestellen den Boden oder lassen die bisherigen Bauern für sich fronen; zur Sicherung haben sie im Westen einen dreimal so breiten Raum nach heimischem Brauch zu einer Oedgrenze gemacht³⁾. Nun hat ja Julian sie 357 wieder vertrieben und der Rhein blieb bis nach 400 die Grenze; aber

1) Seeck, *Unterg. d. ant. Welt*, II, bes. S. 250 ff., 300 ff.

2) Lavis-Bloch I, 437 ff. Schulten, *Römische Gutswirtsch.* 109 ff. Sichel, *Die Privatherrsch. i. fränk. Reich*, *Westd. Zschr.* 15, 115 ff.

3) Julian *Epist. ad Ath.* p 359.

begreiflich, dass bei so unsicheren Verhältnissen gerade unter den reichen Grossgrundbesitzern viele auf immer Haus und Hof verlassen haben und in die festen Städte geflüchtet sind: gerade die Prunkvillen der Eifel müssen schon lange vor der entgültigen Ansiedlung der Franken im 5. Jahrhundert brach gelegen haben und verfallen sein, denn keine von ihnen ist nach Ausweis der Geschirrfunde von den Franken benutzt worden¹⁾. Nur eine kurze Scheinblüte war es, die die römischen Grundherren in der unmittelbaren Umgebung von Trier, geschützt durch die Gardetruppen des hier residierenden Kaisers Valentinian I. (365—375), erlebten und die uns Ansonius in seinem Moselgedicht schildert²⁾. Draussen im Lande sah es sicher sehr schlimm aus³⁾. Auch im Rheinland wird sich eine ähnliche Aufsaugung des kleinen Besitzes durch den grossen ergeben haben wie im gallischen Hinterland. Jedenfalls aber untergruben die gallischen Landnöte die militärische Verteidigung der Rheingrenze. Denn es sollten zwar die Steuerverbände der gallischen Grossgrundbesitzer dem Staat nicht bloss Steuern liefern, sondern auch Rekruten, aber in vielen Fällen behielten sie für ihre Landarbeit die rüstigen Leute selber und stellten die Untüchtigen oder sie zahlten lieber Geld zur Anwerbung von germanischen Söldnern⁴⁾. Die keltische Volksmasse war zwar immer noch — das bezeugt ein erfahrener Offizier, der Geschichtsschreiber des 4. Jahrhunderts, Ammianus Marcellinus⁵⁾ — körperlich rüstig und von schneidigem Wagemut, also an sich für den Dienst vortrefflich zu brauchen, aber kam im Heere nicht entsprechend zur Geltung. Dazu hatten sich die Adeligen selber immer mehr, z. T. weil die barbarisierte Heeresleitung gerade die höchsten und gebildeten Schichten absichtlich von den Führerstellen ausschloss — die Senatoren seit etwa 260 sogar gesetzlich — sich vom Offiziersdienst zurückgezogen⁶⁾. So ist das Heer an Haupt und Gliedern immer mehr germanisiert worden. Von innen heraus bereitete sich die Eroberung Galliens durch die Fremden vor, wie zu den Zeiten Ariovists und Caesars, und zu dieser sozialen und militärischen Unterhöhlung der Volkskraft hat nicht zum wenigsten die verderbliche Entwicklung des Grossgrundbesitzes beigetragen.

1) Nach mündlicher Mitteilung Dr. Olmanns. Otrang, s. Anm. 3 S. 112. Blankenheim: B. J. 123, 226. Ober-Winningen: Arnoldi, B. J. 116, 363 ff. Ebenso beginnt die Verödung der Villen in Holland (Holwerda IV. Ber. d. R.-G.-Komm. 91) und in der Baseler Gegend (Burekhardt-Biedermann, Bas. Ztschr. IX 347 IV. Ber. 103) schon mit den Germaneneinfällen im Anfang des 3. Jahrhunderts, in der Wetterau die Auswanderung der wohlhabenden Ansiedler wohl schon mit dem Markomannenkrieg; auch hier zeigen die Villen keine fränkischen Scherben (G. Wolff, II. Ber. 77 ff.).

2) Marx, B. J. 120, 9.

3) Räuberwesen in Gallien Ammian. 28, 2. 10: des Kaisers eigener Stallmeister gefangen. Cod. Theodos. 7, 20, 11: der Kaiser sucht Veteranen zur abgabefreien Bebauung von Ödland unter Aufhebung aller Ertragsansprüche der rechtlichen Eigentümer.

4) Seeck, Unterg. d. a. Welt II₂ 44 ff.

5) Ammian. XV 12, 3.

6) Lavis-Bloch I 450. Fustel de Coulanges Hist. d. instit. pol. 223.